

TITUS MÜLLER

*Der  
Kuss  
des  
Feindes*

ROMAN

  
GerthMedien



# 1

**H**ast du den Verstand verloren?« Jonathans Hals wurde rot vor Zorn.

Savina lachte. Sie schnippte eine weitere Handvoll Taubenmist aus dem Loch nach draußen. Es machte ihr Spaß, ihn zu ärgern.

»Hör auf damit!« Er ließ die Schaufel fallen und kam durch den Taubenschlag auf sie zu.

Sie grinste, reckte sich und spähte durch das Einflugloch nach draußen.

»Du bringst uns in Gefahr«, sagte er. »Wenn ein Araber deinen Kopf im Taubenloch sieht, stürmen sie unser Versteck. Dann hast du die ganze Höhlenstadt auf dem Gewissen.«

»Ich hab aber nicht nur ein Gewissen, sondern auch ein Herz. Und das will nicht in diesen Höhlen versauern. Es will frei sein.«

»Wenn erst mal die Frauen kreischen und die Kinder von Schwertern durchbohrt werden, redest du nicht mehr so.«

»Wir haben den ganzen Sommer verpasst.«

»Wir haben überlebt.«

Was war das für ein Leben, über Monate in der Dunkelheit eingesperrt zu sein? Die Tauben hatten es gut. Sie konnten

jederzeit rausfliegen in die Sonne, konnten über den Tälern schweben und sich auf den Felsen ausruhen. Sie waren frei.

Den Taubenkot vom Höhlenboden zu kratzen, war die unappetitlichste Arbeit, die es in Korama gab. Aber man sah die Sonne dabei, wenigstens für ein paar Stunden, Lanzen aus Licht, die durch die Einfluglöcher in den Taubenschlag fielen und grellweiße Flecken auf den Felsenboden malten. Das war jedes Opfer wert. Und wenn sie sich wie jetzt auf die Zehenspitzen stellte, fielen sogar Sonnenstrahlen in ihr Gesicht und wärmten die Haut. Sie genoss es eine Weile, dann drehte sie sich wieder um. »Komm schon, Jon, sei nicht so langweilig. Wir haben genug gearbeitet. Mir tun die Arme weh, ich brauche eine Rast.«

Er hob die Schaufel vom Boden auf, lehnte sie an die Felswand und kam herüber. »Gib mir deine Hand.«

Sie legte ihre Hand in seine.

Zärtlich strich er über ihre Finger. »Savina, was kann ich tun, damit du es dir noch einmal überlegst?«

Sie musste ihm sagen, dass er sich den Hochzeitstraum aus dem Kopf schlagen sollte. Hart musste sie es ihm sagen, gemein sein, dann würde er es begreifen. Aber sie wollte nicht seine Freundschaft verlieren. Ihn zu verletzen, tat ihr weh, weil sie ihn mochte. Savina zog seine Finger nah vor ihr Gesicht und begutachtete sie. »Du bist grün und schwarz von der beschissenen Taubenkacke.« Sie roch an den Fingern. »Und du stinkst wie Schweinepisse!« Sie stieß die Hand von sich. »Komm, wir spielen was. Wenn ich es schaffe, mit nur einer Hand eine Taube zu fangen, musst du diese Ecke« – sie zeigte neben den niedrigen Höhleneingang – »allein abkratzen, während ich in die Sonne gucke und faulenze.«

»Und wenn *ich* es schaffe?«

»Dafür bist du zu langsam.«

»Wenn ich eine Taube fange, küsst du mich«, sagte er.

Ihre Blicke hakten sich für einen Moment ineinander, und zu Savinas Erstaunen schlug ihr Herz schneller. »Einverstanden.«

Sie schlich sich an die Nischen heran. Die Wand war davon übersät, aber die meisten Tauben waren ausgeflogen, als Savina und Jon mit der Arbeit begonnen hatten. Nur wenige Vögel waren hiergeblieben und äugten vorsichtig aus ihren Nistlöchern. Ihr Gurren verstummte, als Savina sich näherte. Sie sagte leise: »Kommt, holt euch ein paar leckere Körner«, und machte eine hohle Hand. »Guckt mal, was ich hier für euch habe!«

Blitzschnell griff sie in eine der Nischen und zerrte eine Taube heraus. Sie hatte sie nur am Flügel zu greifen bekommen. Die Taube zappelte wild und riss sich los. Federn stoben durch den Taubenschlag. Mehrere Vögel flatterten dicht unter der Decke entlang und flohen durch die Einfluglöcher ins Freie. Von draußen hörte man das Pfeifen ihrer Flügelschläge.

Seltsam, da war trotzdem noch ein Gurren, und Jon sah sie glühend an, obwohl seine Hand doch leer war. Er holte die zweite Hand hinter dem Rücken hervor. Seine riesige Hand umschloss eine Taube. »Gewonnen«, sagte er.

»Na gut, dann arbeiten wir weiter.« Savina sah sich um. »Sieh dir diesen mickrigen Haufen an. Das bisschen soll reichen?«

Er trat an die Einfluglöcher heran und ließ die Taube fliegen.

Sie sagte: »Der Dünger wird mager ausfallen. Schafdung und Eselmist haben wir zur Genüge, aber wenn wir zu wenig Taubenkot beimischen, machen uns die Pflanzen schlapp.«

Seine Hand fasste sie an der Hüfte. »Savina«, sagte Jon, »seit ich dich zum ersten Mal gesehen habe, liebe ich dich.« Er zog sie an sich und küsste sie.

Sie spürte seine trockenen, warmen Lippen und seinen Brustkorb, der sich hob und senkte. Einen Augenblick kostete sie das Gefühl aus, dann befreite sie sich und sagte: »Spinnst du?«

Zwei Stunden später kletterten sie stumm hinunter in die Tiefen Koramas. Jon trug den Korb mit dem Taubenkot, sie sah seinen breiten Rücken vor sich. Im Stillen dachte sie: Vielleicht heirate ich dich doch, Jon.

## 2

Arif fuhr mit den Fingerspitzen über die weiche, lederne Karte. Mit Kohlestrichen hatte sein Vater die Region festgehalten, vom großen Salzsee bis zum Vulkan Argaios, eine Miniatur der Wirklichkeit. Die Ortschaften, als ameisengroße Dächer eingezeichnet, waren sämtlich verlassen. Die Christen hatten sich in die Berge zurückgezogen. Seit Monaten lagerte sein Stamm hier in der Ebene und suchte sie. Wo in den Klüften hielten sie sich verborgen? Es musste ein schwer zugängliches Tal sein, von dem sie sich Schutz erhofften, ein Tal mit geheimen Zugängen. Arif rollte die Karte zusammen und wickelte den Riemen darum.

Die Luft im Zelt war heiß wie in einem Backofen. Sonnenlicht blitzte durch die Nähte der schwarzen Stoffbahnen, und obwohl Kamelhautstricke das Zelt zwei Handbreit über den Boden hochrafften, brachte kein Windhauch Kühlung.

Es roch nach Thymian und Kümmel. Auf dem kleinen Feuer kochten Bohnen. Die Mutter warf Dörrfleisch dazu. Als sie umrührte, quollen die Bohnen über den Topfrand, und einige fielen hinunter. Sie knisterten in den Flammen und wurden schwarz.

Er erhob sich von seinem Sitzkissen, wickelte sich das weiße Kufiya-Tuch um den Kopf und schnallte sich den Schwertgurt um. Aus dem Krug goss er Wasser in einen Becher und trank. Dann stellte er den Becher ab, nahm seinen Sattel und das Zaumzeug und ging zum Zeltausgang.

Die Mutter sagte: »Wohin gehst du? Was willst du mit dem Schwert?«

»Ich reite aus.«

»Deinen Bogen habe ich hinten zu den Gerbsteinen geräumt.«

»Ich gehe nicht jagen. Ich spähe nach den Ungläubigen.«

Die Mutter ließ den Löffel fallen, er versank in der Bohensuppe. Es brauchte einen Moment, bis sie ihre Stimme wiedergefunden hatte. Sie stammelte: »Niemand reitet allein zu den Ungläubigen.«

Ihr Blick wollte ihn festhalten, aber Arif löste sich von ihm und trat nach draußen. Es tat gut, die stickige Enge des Zeltes zu verlassen. Im Freien wölbte sich das Himmelsblau wunderbar weit, und die Luft erfrischte die Lungen.

Vater saß vor dem Zelt und zog einem Hasen das Fell ab. Fliegen umsurrtten das nackte, rohe Fleisch und Vaters schwarzen Bart. Neben Haroun lagerte die Gepardin, den Kopf würdevoll erhoben. Ihr schlanker gefleckter Körper lag im Schatten, nur den Kopf beschien die Sonne. Die Raubkatze blickte, ohne zu blinzeln, auf die Berge am Horizont, mit Augen, die wie Bernsteinsteine funkelten. Dennoch, dass ihre Schwanzspitze zuckte, verriet, dass der Geruch des Hasenfleischs die Gepardin erregte.

Hinter Arif schlug hart die Zeltplane auf, als Mutter ebenfalls aus dem Zelt trat. »Arif will allein in die Berge reiten und



die Ungläubigen ausspähen. Haroun, sage ihm, dass das Irrsinn ist.«

Ungerührt schnitt Vater ein Stück Fleisch vom Hasenkörper und warf es der Gepardin hin. Sofort schnappte sich die Raubkatze den Leckerbissen. »Arif ist jetzt sechzehn und längst erwachsen«, antwortete er. »Es wird Zeit, dass er Mut beweist wie sein Bruder Utman.«

»Aber nicht so!« Mutters Stimme war plötzlich dünn, als schnüre ihr etwas die Kehle zu. »Utman ist niemals allein losgezogen. Es waren immer andere Krieger dabei.«

Arif sagte: »Wenn ein Trupp unserer Reiter kommt, verstecken sich die Christen. Die Reiter wirbeln viel Staub auf und sind laut. Allein kann ich die Christen überraschen. Ich spüre ihr Versteck auf, und dann hole ich dich, Vater.«

Haroun schabte mit dem Messer über das rohe Hasenfleisch. »Finde diese verfluchten Ungläubigen.«

»Geh wenigstens du mit ihm, Haroun!«, flehte die Mutter. »Ich habe schon einen Sohn verloren, ich will nicht auch noch den zweiten verlieren.« Sie fiel nieder auf die Knie und umklammerte Harouns Füße. »Ich bitte dich, tu mir das nicht an, halte ihn zurück!«

»Der Junge hat sich entschieden. Er ist erwachsen, er kann reiten, wohin er will.«

Arif küsste seine Mutter auf die Wangen, was sie mit Tränen in den Augen erduldet, als schlage er sie, statt sie zu küssen. Kaum hatte er sich umgewandt und ging, brannten auch ihm die Augen. Vater hatte gleichgültig geklungen. Und warum sollte er sich ereifern? Es ging ja nur um ihn, Arif. Vater liebte Utman mehr als ihn, das war immer so gewesen. Und dass

Utman jetzt über ein Jahr tot war, änderte nichts daran. Utman war ein Held! Er war ein Sohn gewesen, wie Haroun sich ihn immer gewünscht hatte.

Auf dem Schlachtfeld war Utman der Erste gewesen, der sich den persischen Krieselefanten entgegenwarf. Er schoss vom Pferderücken aus seine Pfeile, und jeder Pfeil war ein Treffer. Er schlug mit dem Schwert eine Bresche in die Reihen der schwer gerüsteten Byzantiner, er tötete Juden, Christen und Heiden, ohne zurückzuweichen.

Vater war so stolz auf ihn gewesen, dass er sich nicht mehr Haroun nannte, sondern Abu Utman, Vater des Utman. Nun aber war Utman tot und niemand sagte stattdessen Abu Arif zu Haroun. Dabei war er, Arif, jetzt der älteste Sohn Harouns – und das künftige Familienoberhaupt.

Vielleicht lauerten die Ungläubigen ihm auf, wie die Mutter befürchtete. Vielleicht töteten sie ihn. Dann war es eben so. Es war Zeit, dass er seinem Namen Ehre machte. Zeit, dass er wahren Mut bewies.

Die Muezzins riefen zum Nachmittagsgebet auf. »Allahu Akbar! Gott ist groß! Ich bezeuge, dass es keinen Gott gibt außer Allah. Ich bezeuge, dass Mohammed der Prophet Gottes ist. Eilt zum Gebet! Eilt zur Rettung! Allahu Akbar. Es gibt keinen Gott außer Allah.«

Männer breiteten kleine Gebetsteppiche vor ihren Zelten aus. Sie stellten sich darauf, verbeugten sich mit geradem Rücken, indem sie die Hände auf ihre Knie legten, und richteten sich wieder auf. Dann fielen sie augenblicklich nieder, berührten mit Händen und Stirn den Boden und murmelten: »La ilaha illa'llah. Es gibt keinen Gott außer Gott. Muhammadun

rasul Allah. Mohammed ist der Botschafter Gottes.« Wieder und wieder verbeugten sie sich.

Arif ging an ihnen vorüber. Er würde das Gebet am Abend nachholen. Wichtig war allein, dass es im Laufe des Tages fünf Gebete waren, lehrte der Scheich. Vater konnte den Stammesältesten nicht leiden, aber der Scheich musste es wissen, schließlich hatte er den gesamten Koran auswendig gelernt und trug den ruhmreichen Beinamen al-Hafiz, der Hüter, eine Ehre, die nur wenigen Glaubensgelehrten auf der ganzen Welt zuteil wurde.

Hinter den Zelten kamen die Dromedarherden in Sicht, der Reichtum des Stammes. Die Tiere rissen das trockene Gras aus und hoben die Köpfe zum Kauen. Die bepelzten Höcker hingen schlaff von ihren Rücken, viel bot es nicht, das felsige, mit Dornengestrüpp bewachsene Land. Aus der Wolle der Dromedare spannen die Frauen Garn, und aus dem Garn webten sie Teppiche, Zeltbahnen und Kleider. Die Kamelhäute wurden zu Leder verarbeitet, das Fleisch und die Kamelmilch nährten den Stamm.

Noch kostbarer als die Dromedare waren die Pferde. Ihre Koppeln befanden sich zwischen zwei kleinen Hügeln, Arif hielt jetzt darauf zu. Dromedare waren nützlich, wenn es galt, Beute zu transportieren – ein Dromedar hielt bis zu vier Wochen aus, ohne zu trinken, und es fraß nahezu alles, was es fand. Im Kampf aber war das Kamel wertlos. Die Männer stiegen von ihrem Dromedar ab, wenn die Schlacht begann, und kämpften lieber zu Fuß mit Speer oder Schwert. Wer reich war, wechselte auf sein mitgebrachtes Pferd. Mit ihrer Schnelligkeit und durch die überlegene Kampfhöhe beherrschten solche Reiter das Feld,

oft entschied ihre Anzahl über den Ausgang einer Schlacht: Vom Pferde Rücken aus führte man stärkere Schwerthiebe und konnte Gegner umreiten, man konnte den feindlichen Bogenschützen in die Flanke fallen. Pferde bedeuteten Macht. Arifs Stamm besaß zwei große Herden, insgesamt fast einhundert Tiere.

Die Stimmen von Yusuf und Nuh drangen herüber. »Ich hab dich erschlagen«, keuchte Yusuf. »Zum dritten Mal!« Klirrend schlugen ihre Klingen gegeneinander.

Nuh erwiderte: »Hast du nicht! Es war eine Finte, du Esel.«

Arif straffte seine Schultern. Erhobenen Hauptes ging er an ihnen vorüber, als sei nichts gewesen, als habe die Demütigung, die er vor fünf Tagen erlitten hatte, nie stattgefunden.

Der Streit der beiden Zakariyyas verstummte und Yusuf rief: »Schau an, Arif kommt aus seinem Loch gekrochen.«

»Und er hat sein Spielzeugschwert dabei«, spottete der schwarzhäutige Nuh.

Arif ging schweigend weiter. Die Zakariyyas waren seit Jahrzehnten mit seiner Familie zerstritten, und das, obwohl sie dieselben Vorfäter gehabt hatten. Aber im Kampf um die Herrschaft zählte entfernte Verwandtschaft nichts. Die Rivalität, die einige Jahre kaum merklich geschwelt hatte, loderte seit Utmans Tod wieder auf. Dass Utman nicht mehr am Leben war, weckte die Hoffnung der Zakariyyas, sie könnten Haroun ablösen und die Führerschaft im Stamm übernehmen.

»Suchst du Marwan, um es ihm heimzuzahlen?« Yusuf lachte böse. »Vergiss es. Er macht dich fertig.«

Sie folgten ihm.

»Alle reden von deiner Niederlage«, sagte Yusuf. »Dein Ansehen ist dahin, Arif. Geh, stürz dich irgendwo runter. Du hast

nicht den Mumm, den Utman hatte, du bist einfach ein Krieger der zweiten Reihe, Futter für den Pfeilhagel.«

Das ging zu weit. Arif blieb stehen und legte die Hand an den Schwertknauf.

»Ach, hab ich dich etwa verletzt?« Yusuf trat von hinten so nahe an ihn heran, dass Arif seinen warmen Atem im Nacken spüren konnte. »Willst du dich mit mir messen? Ich mache dich fertig, genauso wie Marwan dich fertiggemacht hat.«

Utman war breitschultrig gewesen, er hatte seine Hiebe mit solcher Kraft geführt, dass Rüstungen darunter zerbarsten. Diese Kraft besaß Arif nicht. Trieb man ihn in die Enge und kam es auf ein Kräftemessen an, so versagte er. Aber in einem übertraf er alle anderen: Er war schnell.

Er drehte sich um und zog in derselben Bewegung sein Schwert.

Yusuf, der das erwartet hatte, sprang zurück und hielt seine Klinge vor sich.

Aber zu spät, Arif war mit seinem Schwert unter Yusufs Deckung hindurchgetaucht und von links wieder aufgestiegen. Er hielt es ihm an die Kehle. »Du bist zu langsam, Yusuf.«

Yusuf Zakariyya ließ sein Schwert sinken. Er hielt angestrengt den Hals still, um sich nicht an Arifs Klinge zu verletzen. »Diesmal«, stieß er zwischen den Zähnen hervor.

»Nimm zurück, was du gesagt hast.«

Yusuf zögerte, aber als Arif den Druck der Klinge auf seine Kehle verstärkte, krächzte er: »Ich hab's nicht so gemeint.«

Natürlich hast du es gemeint, dachte Arif, du hältst mich für feige. Er senkte sein Schwert. »Wenn ich wirklich keinen Mut hätte, würde ich wohl kaum allein zu den Ungläubigen reiten.

Ihr könnt übrigens gern mitkommen und euch dort mit den richtigen Feinden messen, wenn ihr euch das traut.«

Nuh und Yusuf entglitten die Gesichtszüge. »Das erlaubt dein Vater nicht«, sagte Nuh.

»Er hat es erlaubt.«

»Sie werden dich umbringen«, sagte Yusuf. »Die schlitzten dich auf.«

Arif zuckte die Achseln. Er steckte das Schwert zurück in die Scheide und ging weiter in Richtung der Koppeln. Sein Körper fühlte sich an, als sei eine neue Quelle der Kraft in ihm aufgebrochen. Ja, es war Zeit. Sie mussten endlich erkennen, wozu er in der Lage war.

Layla, seine Stute, stand wie immer abseits. Sie war von hässlicher, fahlroter Farbe und ihr Fell war voller Narben. Sie hielt es mit anderen Pferden nicht aus. Kamen sie ihr zu nahe, wurden sie fortgejagt. Die Leitstuten ließen sich das nicht gefallen und bissen ihr wütend die Flanken wund.

Er trat an sie heran und strich ihr beruhigend über die Nüstern. »Bist du bereit für ein Abenteuer? Ich muss mich auf dich verlassen können. Es geht um alles.« Er legte der Stute das Zaumzeug an, warf die Decke und den Sattel auf ihren Rücken und zog die Gurte straff.

Nuh und Yusuf standen am Rand der Koppel und beobachteten ihn. Ihre Gesichter waren ernst. Seit Arif denken konnte, waren sie seine Feinde gewesen, sie und ihr Bruder Marwan. Sie rechneten Marwan den Vorrang auf die Führerschaft im Stamm aus, das ließen sie Arif bei jeder Gelegenheit spüren. Seltsam, dass sie ihn jetzt besorgt anblickten, als wünschten sie sich, er würde verschont bleiben.

Arif führte Layla zum Tor der Koppel und öffnete es. Er brachte sie hinaus, schloss das Tor wieder und stieg auf ihren Rücken.

»Eine gute Jagd!«, sagte der Wachposten.

»Danke.« Ich gehe nicht jagen, dachte Arif, beugte sich nach vorn und flüsterte: »Auf in die Berge.« Er drückte Layla die Fersen in die Seiten. Sie machte einen kleinen Satz, tänzelte ein wenig zur Seite. Schließlich galoppierte sie hinaus auf die Ebene. Ihr Körper streckte sich unter Arif, ihre Hufe donnerten auf den Boden. Laylas Atem ging stetig, sie genoss den Galopp genauso wie er.

Er sah sich um. Sie zogen einen Schweif von Staub hinter sich her, und die Zelte entfernten sich, bald waren es nur noch schwarze Filzfleckchen in der Unendlichkeit der Steppe. Er ließ Marwan, Yusuf und Nuh hinter sich. Auch den Vater und seine Erwartungen. Arif kam es vor, als ließe er sein ganzes Leben zurück, die Feinde und Freunde und Tagespflichten, nur noch die Steppe war da und er verschwand in ihr und wurde Teil der weiten Ebene.

Er sah wieder nach vorn. In der Steppe verstreut standen verkrüppelte Bäume wie uralte Wächter, sie duckten sich unter den Himmel, das ruhige blaue Meer ohne Wolken. Über den Horizont hinaus erstreckten sich sandfarbene Felskegel. Dahinter lagen, in der flirrenden heißen Luft nur schwer auszumachen, die Berge, in denen sich die Christen versteckten.

Arif fühlte sich jeden Tag, als sei er versehentlich in einen Stamm und eine Familie hineingeboren worden, die nicht seine waren. Hier draußen atmete er frei. Die Ebene nahm ihn gerne auf.

Gerade war der Ramadan zu Ende gegangen, der Fastenmonat. Sie hatten das Id al-fitr gefeiert, das Ende der Fastenzeit. Es war das fröhlichste Fest im Jahr, man aß und trank und lachte. Aber wenn die anderen sich vergnügten, fühlte er sich noch weniger zugehörig. Sie staunten nicht über das Gras, das der Wind streichelte, und die Gazellen und die Hasen. Sie hörten nicht die leise Melodie der Feldlerchen. Stattdessen schlugen sie ihre Trommeln und tanzten, kauten, schluckten, stampften auf den Boden und schlugen sich auf die Schenkel.

Er hatte sich zurückgezogen, doch Marwan und seine Bande hatten ihn gefunden. Als er bei den Pferden im Gras saß und in die Ferne lauschte, schlichen sie sich von hinten an und warfen mit Erdklumpen nach ihm. Die Klumpen zerplatzten auf seinem Rücken.

Er blieb sitzen und versuchte, sie zu ignorieren. Während er so tat, als spürte er ihre Treffer nicht, feixten sie hinter ihm. Er wollte nicht aufstehen, wollte niemanden sehen, er wollte einsam sein mit der Steppe, warum begriffen sie das nicht?

»Treffer! Habt ihr's gesehen?«

»Der hat gesessen!«

»Zielt mal auf den Kopf.«

Ein staubiger Lehmbrocken zerplatzte an seinem Hinterkopf in kleine Teile. Da sprang Arif auf. Er warf sich der Bande entgegen, trat und schlug zu. Bis Marwan ihn packte, ihn zu Boden stieß und verprügelte, dass ihm Hören und Sehen verging. Jeder seiner Versuche, sich zu befreien, war gescheitert. Der Anführer der Zakariyyas hatte ihn mit überlegener Kraft unten gehalten. Seit jener Nacht waren Arifs Arme übersät von blauen und roten Flecken.



Es tat ihm gut, dem Zeltlager zu entkommen. Wenn er mit der Nachricht heimkehrte, dass er die Christen aufgespürt hatte, er allein, dann würde sich sein Leben ändern. Er hätte mehr Mut bewiesen als die Krieger, die immer nur in großen Trupps ausschwärmten. Damit würde er seiner Familie die Führerschaft zurückerobern und man würde ihm endlich wieder mit Respekt begegnen.

Arif zügelte die Stute. Näher durfte er an die Berge nicht heranreiten, solange es Tag war. Die Ungläubigen hatten sicher Späher in den Klüften aufgestellt. Die Staubwolke, die er aufwirbelte, konnte man weithin sehen. Ein wachsamer Krieger mit scharfen Augen erblickte in dieser Ebene jeden Reiter. Es war besser, wenn er erst in der Nacht die Berge erreichte.

Der Galopp war ein Vergnügen gewesen. Von jetzt an musste die Vernunft regieren, wenn er am Leben bleiben wollte. »Teil dir deine Kräfte ein, Layla. Du wirst sie noch brauchen.« Er sprang ab. Das Fell der Stute glänzte von Schweiß, ihr Atem ging stark und trotzdem stampfte sie unruhig mit den Vorderhufen im Sand. Arif lachte. »Ich weiß, dass du noch weiterkannst.« Auch ihn zog es voran. »In ein paar Stunden geht die Sonne unter. Bis dahin warten wir. Hab ein bisschen Geduld.«

Er kniete sich in den Sand und streichelte die dünnen Grashalme. Überall war Leben. Selbst in diesem Landstrich, wo es selten regnete. Als sich Laylas Atem beruhigt hatte, zog er seine Jacke aus und breitete sie vor sich hin. Mit etwas Sand wusch er sich die Hände. Dann wusch er auf die gleiche Weise die Lippen, die Nase, den rechten Unterarm, den linken Unterarm, das Gesicht. Er strich sich über den Kopf, die Ohren, den rechten und den linken Fuß.

Nachdem er sich so auf das Gebet vorbereitet hatte, verneigte er sich Richtung Süden, nach Mekka hin, und betete: »La ilaha illa'llah. Muhammadun rasul Allah.«

Layla rupfte Gras und zermalmte es mit den Zähnen.